

Osttiroler Heimatabblätter

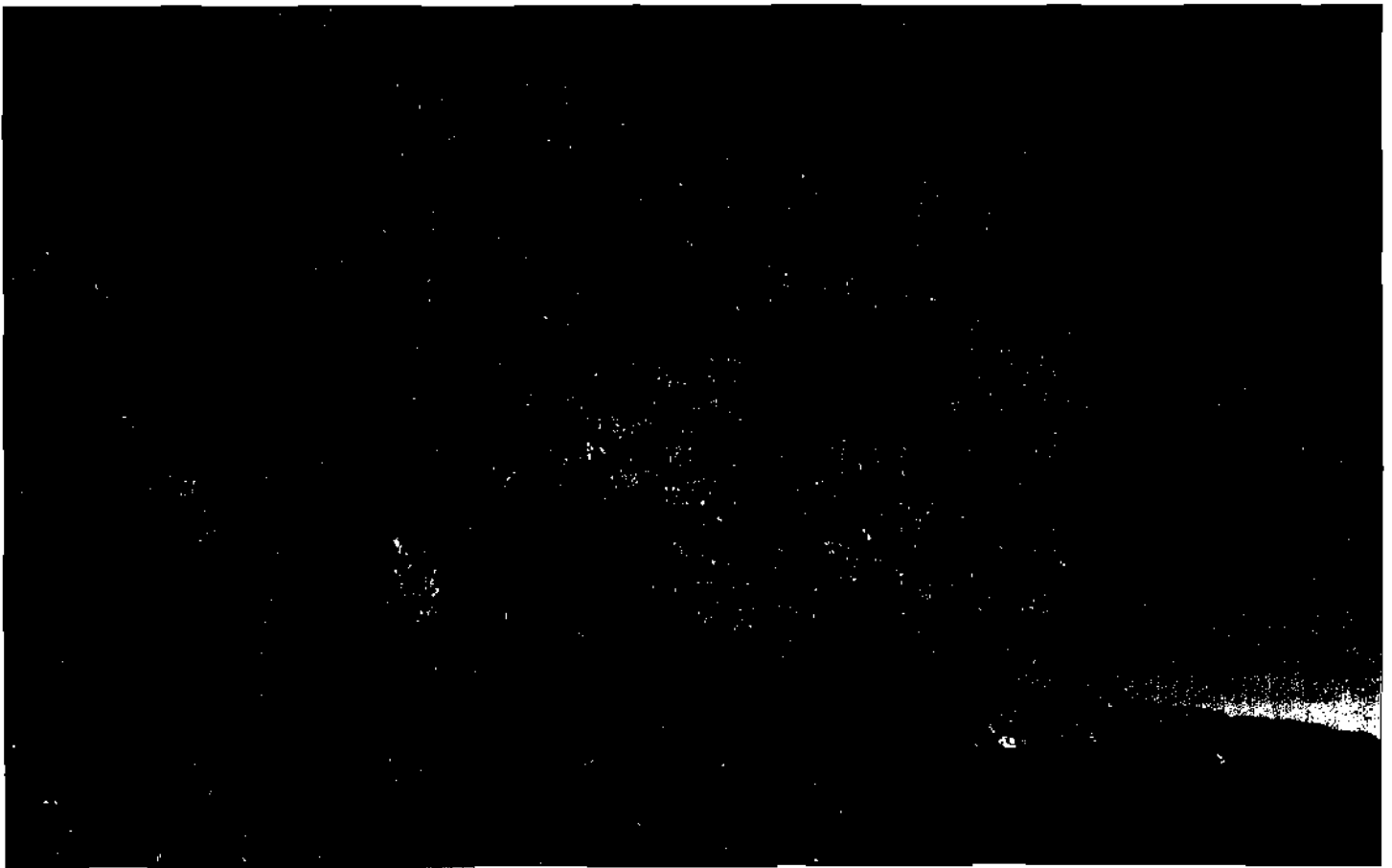
Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

Nummer 9/1992

60. Jahrgang

Anton Draxl

Landschaft in Osttirol – Reiches Naturerbe und vielfältiges Menschenwerk



Einzelne Bäume sind charakteristische Elemente der Kulturlandschaft, sie prägen und schmücken die Feldflur.

Osttirol enthält durch den geologischen Aufbau die gesamte Reihe alpiner Gesteinstypen: Vom Zentralgneis der Hohen Tauern im Norden mit den Schieferhüllen und Matreier Schichten über die Zone der alten Gneise (Deferegger Gebirge), das Kalkgebirge der Lienzer Dolomiten, die Schiefer und Kalke der Karnischen Alpen bis zur streifenartigen Gesteinsmischung der Südalpen (rechtsufrig der Gail). Dementsprechend vielfältig sind Geländeformen, Böden, Pflanzendecke und Tierwelt.

Die Landschaft Osttirols ist so wie anderswo das Ergebnis von natürlichen Voraussetzungen und Menschenwerk, räumlich kaum zu trennen, ohne Kenntnis der Geschichte nicht zu verstehen. Landschaft bedeutet also das Geflecht natürlicher Glieder, deren einflußreichstes der Mensch geworden ist. Osttirol ist insgesamt mit einem Natur- und Kulturerbe ausgestattet, das in den Alpen seinesgleichen sucht.

Die ersten gesicherten Funde menschlichen Lebens in den Alpen sind etwa

100.000 Jahre alt, stammen also aus der letzten Zwischeneiszeit. Vor etwa 11.000 Jahren endete die letzte der Eiszeiten, die sogenannte Würmeiszeit. Die mittlere Jahrestemperatur stieg an, die Gletscher zogen sich allmählich in die Höhen zurück, die heute noch von „ewigem“ Eis bedeckt sind. Pflanzen und Tiere folgten in die alpinen Regionen nach. Funde aus der Mittelsteinezeit bezeugen, daß spätestens 8.000 v. Chr. im heutigen Österreich Nomaden herumstreiften. In Osttirol ist

das früheste Zeugnis des Menschen der „Jagdtrastplatz“ auf dem „Hirschhübel“ im Defereggan aus der Zeit um 6.000 v. Chr. Der sammelnde jagende Mensch erwarb im gesamten Alpenraum etwa um 4.000 v. Chr. die Fähigkeiten, Haustiere zu züchten, Getreide anzubauen und Keramik herzustellen. Riviera und Balkan waren die Pfoten, durch die diese Kenntnisse aus dem nahen Osten nach Europa gelangten.

Die ersten Menschen, die in Osttirol siedelten, mag Erz angelockt haben. Aus der Zeit um 2.000 v. Chr. stammt ein in Kals gefundenes Lochheil aus Serpentin, eine An Gcologenhammer. Der erste Nachweis auf frühen Kupferbergbau in Osttirol gelang auf dem Klauznerberg in Matrei. Tonscherben, Tierknochen, Schmelzschlacke und eine bronzene Messerspitze wurden ausgegraben. Künstlich zusammengelegte Steine als Rest einer Schmelzwerkstätte gedeutet. Die keramischen Reste und die Art ihrer Verzierung stimmen weitgehend mit Funden im Pinzgau und im Pongau aus der Zeit um 1.700 v. Chr. überein. Über das Hochgebirge, das wir heute Hohe Tauern nennen, gab es bereits Austausch von Kultur und Waren.

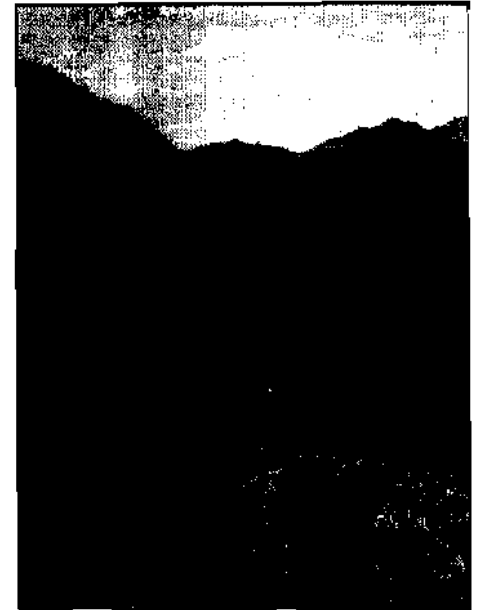
Die prähistorischen Bergknappen betrieben Viehzucht. Mit dem Kupfer hatten sie ja nichts zum Beißen, sehr wohl aber ein viel begehrtes Handelsobjekt. So weisen die Beigaben des hallstattzeitlichen Grüberfeldes von Welzlach im Virgental aus der Zeit um 500 v. Chr. auf Beziehungen nach Sanzeno im heutigen Trentino. Auf der „Burg“ hinter Obermaueru im Virgental wurden 1970/71 die Fundamente zweier Häuser entdeckt. Insgesamt wurden 500 Tierknochen ausgegraben und untersucht. Es ergaben sich folgende Anteile: Ziege/Schaf 43 %, Rind 35 %, Schwein 6 %, Hirsch 6 %, Pferd 4 %, Haushuhn 3 %, Hund 3 %. Auffallend ist der hohe Anteil von Rinderknochen in der „Küchenabfallgrube“.

Um Christi Geburt verlebte sich Rom das keltische Königreich Noricum ein, das auch das heutige Osttirol umfaßte. Das in antiker Zeit sehr berühmte „Norische Eisen“ stammte aus dieser Gegend; es war für Roms kriegerische Erfolge entscheidend. Rom baute Verbindungswege über den Alpenhauptkamm und betrieb Bergbau. Das belegen Funde und Namen: z. B.: eine kleine Figur der Victoria und ein Topf

voll römischer Münzen in Kals (gedeutet als Caves altes = Hochgruben), zwei römische Grabsteine in Mittersill. Bis in das 12. Jahrhundert hielt sich im abgeschiedenen Kals eine romanische Sprachinsel. Zahlreiche Flurnamen erinnern daran, wie z. B.: Guldinoar (cultinarium = das behaute Land), Falorsch (val d'orsu = Bürental) oder Rumesoi (rumicaria = Sauerampferalm). Die Metropole für den Westteil der Provinz war Aguntum, die einzige römische Stadt im heute deutschsprachigen Tirol.

Mit der Völkerwanderung zog sich Rom aus seiner Alpenprovinz Noricum zurück, geblieben ist aber bis in das 19. Jahrhundert der Name Norische Alpen für die Hohen Tauern. Um 600 drangen Slawen in diese Gegenden vor und siedelten neben den Alpenromanen. Auch die slawischen Bauern hinterließen eine Fülle von Flurnamen. So leiten sich die häufigen Bezeichnungen für Bäche wie Zopsen, Zopenitz oder Zoppatnizen vom slawischen zopoti = rauschen ab. In Kals gibt es eine sprachgeschichtliche Kostbarkeit. Die in der Feldflur häufig vorkommende Heckenrose (Hagebutte) trägt drei Namen: Die Bezeichnung „Presol“ ist romanisch, „Naunitze“ slawisch und „Hundsbeer“ deutsch. Der Übergang vom slawischen zum alten Deutsch der Baiern dürfte sich in der Zeit zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert vollzogen haben (in Mallnitz und in der Fragant gar erst um 1500). Die Baiern, die im 7. Jahrhundert die nördlichen Tauerntäler und das Pustertal besiedelten, gewannen im heutigen Osttirol endgültig die Oberhand. Eine ganz eigenartige Namensgebung erinnert z. B. in Kals an diese Übergangszeit. Das slawische „daber“ bedeutet Schlucht oder Klamm. Die Baiern verstanden dieses Wort nicht und sprachen von der Daberkamm.

Im 12. Jahrhundert nötigte ein starkes Anwachsen der Bevölkerung, das Kulturland auszudehnen. Die Grundherren vergaben hochgelegenen Besitz zur Anluge von Höfen, den sogenannten Schwaigern (vom germanischen „sveigia“ = flechten; umzäunter Platz für Vieh). Es wurde Käse erzeugt. Mit den Käseläiben - in der Regel 300 Stück zu etwa einem Kilo - bezahlten die „Schwaiger“ den Jahreszins für das Viehinventar und die Nutzung von Grund und Boden.



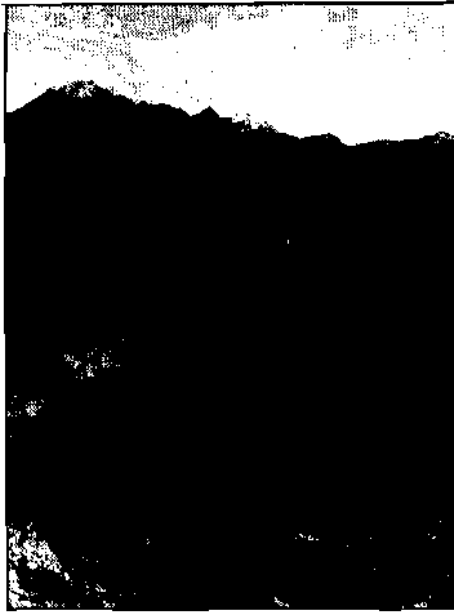
Heuernte in Kalkstein, seit dem „Urbarmachen“ des Bodens eine harte Arbeit, um die Existenz zu sichern.

Ein günstiger Zufall der urkundlichen Überlieferung läßt für Villgraten das Besiedeln und Urbarmachen deutlicher hervortreten. Das Gebiet im Hochpustertal zwischen dem Taistner und dem Anraser Bach, mit Innichen als Mittelpunkt, hatte schon Herzog Tassilo von Baiern 770 dem Hochstift Freising geschenkt, das in Innichen ein Kloster errichtete. Von dieser Schenkung leiten sich Almrechte und das Verfügungsrecht über Wälder her. Das Kloster Innichen verließ im Jahr 1140 seinen Vogt, dem Grafen Arnold von Moritz, ein Waldgebiet in „Ualgratto“, das zur Anlage von Rodungen und Dauersiedlungen geeignet schien. Aus späteren Quellen über den grundherrschaftlichen Besitz des Klosters ist ersichtlich, daß auf der Basis des Vertrages von 1140 die linke Talseite von Innervillgraten, also die Sonnseite, besiedelt wurde. Es machten dann aber auch das Hochstift Freising und der Graf von Görz als Landesherr seit Anfang des 13. Jahrhunderts Rechte über Almen und Wälder geltend. Der Besitz Freising's erstreckte sich über die Höfe des inneren Kalksteintales, der Görzische Besitz vor allem über die Schattseite von Innervillgraten und den größten Teil von Außervillgraten. Hier wie in vielen anderen Tälern der Alpen ist also der innere Talbereich früher besiedelt worden als der äußere und die Sonnseite früher als die Schattseite.

Die älteste Siedlung bestand aus Einzelhöfen („Einödhöfen“). Die Rodung war eine mühselige Arbeit. Statt des Waldes breiteten sich lichtliebende Futterpflanzen aus. Von den Bäumen siedelte sich aber vor allem die Lärche auf den vielfach durch „Brandrodung“ entstandenen Lichtungen rasch wieder an. Der überlieferte Spruch „Dreimal Wiese - dreimal Wald“ erinnert an die schwierige Phase, Grasland zu schaffen; der Bauer mußte den Wald dreimal hintereinander roden, um auf Dauer Futter für sein Vieh zu sichern. Aus den Rodungsflächen um den Hof herum

Blick von der
Tessenberger
Alm auf
Innervillgraten.
- Professor
H. Wopfner:
„Das
Villgratental
erfreut wie
andere Täler
des Schiefergebirges durch
das Grün
seiner Wiesen
und Weiden-
flächen...“





Vom Gletschereis geformtes Umland am Übergang von Villgraten nach Gsies; der Schwarzsee mit seiner Umgebung.

wurden Mähwiesen, wo Heu für den Winter geerntet wurde, aber auch Äcker für den Anbau von Feldfrüchten. Im Sommer suchte sich das Vieh in lichten Wäldern oder natürlichen Bergwiesen über der Waldgrenze die Nahrung selbst. Weitab vom Hof entstanden die Almhütten als Stützpunkte für Vieh und Mensch gegen Wetterunbilden. Mit der Zunahme der Bevölkerung wurde im Lauf der Zeit besonders auf den Sonnseiten immer mehr Grasland dem Wald abgerungen. Dort, wo das Vieh wegen der Steilheit oder zwischen Felspartien nicht weiden konnte, mähte der Bauer das Gras — oft genug mit Steigeisen an den Hüften. Er konnte so durch harte und gefährliche Arbeit mehr Vieh über den Winter hinweg füttern.

„Schwaigen“ als letzte Ausläufer und Vorposten der Dauersiedlung im Hochgebirge waren oft genug nicht zu halten. Ein Beispiel aus dem Villgratental: Die heutige Alfer Alm auf 1.700 m Seehöhe oberhalb der Ortschaft Kalkstein ist eine ehemalige Schwaige. Mit Urkunde vom Jahr 1314 verfiel Bischof Gottfried von Freising als Herr der Hofmark Innichen seinem Pfleger (= Amtsmann) „eine swaig den gelegen ist datz Alfer“, die dieser auf Freisinger Grund gestiftet, d. h. mit Haus, Hof und Viehstand errichtet hatte. Im Urbar (= Steuerverzeichnis) der Hofmark Innichen von 1360 wird eine „swayg“ zu Aluen (d. h. Alven) neben anderen Schwaigen in Villgraten angeführt, sie war also damals so wie andere bewohnt und bewirtschaftet. Im Stenerkataster der Gemeinde von Innervillgraten vom Jahr 1775 wurden der Ober- und Niederalfenhof als eigene Steuerobjekte angeführt, aber als ihr Zubehör nicht, wie bei anderen Höfen, Wohnhäuser samt Stall und Stadel (Feuer- und Futterhaus), sondern nur „Kaser“, d. s. Almhütten, mit Bergwiesen und Weideplätzen.

Professor Dr. Hermann Wopfner, einer der besten Kenner des bäuerlichen Tirols, schrieb 1931 in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins:

„Villgratens Berge, die einen Teil der Deferegger Gruppe bilden, bauen sich fast ausschließlich aus kristallinen Schiefem auf; bei der Verwitterung dieser Schiefer entsteht ein für den Pflanzenwuchs günstiger Boden; darin erfreut sich auch das Villgratental wie andere Täler des Schiefergebirges durch das Grün seiner Wiesen- und Weideflächen, die weit über den Waldgürtel sich emporziehen. Aber nicht nur die Bodenbeschaffenheit, sondern auch die Bodenform begünstigt jene weite Ausdehnung der Almen und Bergmälder, welche das Landschaftsbild Villgratens bestimmen. Die Berghänge, in ihren unteren Teilen oft steil sich absenkend, verflachen sich in einem Höhengürtel zwischen 1.900 und 2.200 m. Auf diesen sanfter geneigten Flächen dehnen sich weithin Almen und Bergwiesen, letztere nicht selten mit Lärchen bestanden; unterhalb senkt sich der Hang steil zum Tal hinab und trägt in seinem obersten Teil Nadelwald, der in bald breiterem, bald schmalerem Gürtel die obersten Hängsiedlungen von den Almen und Bergwiesen trennt; oberhalb des erwähnten Höhengürtels der Almen und Bergwiesen decken den steiler werdenden Hang große, plattige Fels-trümmer und treten Felsen mit ihrem dunklen Gestein hervor. Die Trümmerfelder reichen nicht selten bis zur Kammlinie empor, oft aber bilden den Kamm jene schönen, dunklen Felspyramiden, welche die Urgebirgslandschaft auszeichnen.

Wie dem Wiesenwuchs so sind auch dem Walde Boden und Klima der Villgrater Berge günstig. Wo nicht die Lawinen eine breite Gasse durch den Waldgürtel aufgerissen haben, deckt dunkler Fichtenwald oder heller Lärchenbestand die Bergflanken; waldlose Geröllhalden, wie sie im Kalkgebirge häufig als weiße Bänder das Grün der Walddecke unterbrechen, treten nur dort auf, wo etwa eine Halde besonders grober Gesteinstrümmer der Verwitterung und damit auch der Wiederhewal-

dung Widerstand entgegengesetzt. Die Massigkeit des Gebirges, d. h. die bedeotende Höhe nicht bloß einzelner Gipfel, sondern der ganzen Gebirgskämme, heeinflußt das Klima in vorteilhafter Weise und ermöglicht dem Walde, an den Bergflanken bis in Höhenlagen zwischen 2.100 und 2.200 m emporzusteigen. Durch den Menschen ist allerdings an vielen Stellen die obere Grenze des Waldes künstlich herabgedrückt worden. Um Almweiden und Bergwiesen, die oberhalb der Waldgrenze lagen, zu vergrößern, wurde ihre Fläche auch unten auf Kosten des Waldes erweitert. Bodenbeschaffenheit und Niederschlagsverhältnisse kamen solchen Erweiterungsbestrebungen entgegen. Eine solche weit stärkere Zurückdrängung als an seinem oberen Rand hat der Wald in seinen tieferen Lagen erfahren. Bodenbeschaffenheit und Klima ließen die Umwandlung von Wald in Kulturland, namentlich in Wiesen, überall dort zu, wo das Gehänge nicht durch allzu große Steilheit von der Schonung abhielt.“

Der Bergbauer schuf im Lauf der Zeit etwas Neues, die Kulturlandschaft. Das lateinische cultura bedeutet Anbauen, Veredeln, Verehren, Pflegen. Kultur ist die Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Lebensäußerungen einer Gemeinschaft. Dieser Begriff steht aber auch für Pflege und Bearbeitung des Bodens. Im Kulturland veränderte der Mensch die Natur. Die Natur prägte aber auch den Menschen. Baulichkeiten, Arbeitsweisen und Brauchtum spiegeln die Auseinandersetzungen mit der Natur wider. All dies läßt sich kaum irgendwo in anderen Teilen der Alpen noch so beispielhaft erkennen und erleben wie in weiten Bereichen Osttirols: Dem Reichtum des Naturerbes entspricht die Vielfalt des Kulturerbes in der Landschaft.

Vielorts in den Alpen gibt es nur mehr Allerweltsgegenden und Siedlungen ohne charakteristische Eigenart. Osttirol konnte



Bewirtschaftetes und gepflegtes Kulturland, wie es schöner nicht sein kann. Feldweg beim „Gaser“ am Hochberg in Innervillgraten.



Die Alfner Alm in 1.700 m Höhe: Im Urbar der Hofmark Innichen von 1360 als „swayg“, als Dauersiedlung angeführt.

Alle Fotos: Walter Mair, Lienz.

sich im großen und ganzen das eigene Profil bewahren. Insgesamt ist hier in der bäuerlichen Bausubstanz und in der reich gegliederten Kulturlandschaft viel Schönes und Wertvolles erhalten geblieben, was anderswo schon längst verschwunden ist. Deshalb muß dem noch Vorhandenen besonderes Augenmerk geschenkt werden: Was selten ist, gewinnt an Wert!

Die Vielfalt im Naturhaushalt und in der Landschaft zu bewahren, zu vermehren oder wiederherzustellen ist das Ziel des Naturschutzes, begriffen als Teil eines umfassenden Umweltschutzes. Naturschutz verstand sich ursprünglich als Abwehr von Bedrohung oder Zerstörung durch menschliche Eingriffe. So entstanden die ersten Schutzgebiete. Das „Bewahren“ darf sich aber nicht nur auf Schutzgebiete beschränken. Naturschutz muß die gesamte Landschaft einbeziehen. Er hat Museumscharakter, wenn er nicht auch menschlichen Wohn- und Wirtschaftsraum umfaßt. Zeitgenäßer Naturschutz bezieht den Menschen ein, er ist nichts Weltfremdes. Mannigfaltige Lebensräume für Pflanzen und Tiere mit entsprechendem biologischen Gleichgewicht bedeuten auch eine gesunde und erlebnisreiche Landschaft und Umwelt für den Menschen.

Ein Beispiel: Einzelne Bäume und Baumgruppen sind charakteristische Elemente der Kulturlandschaft. Sie prägen das freie Land oder schmücken einen Bauernhof, einen Dorfplatz und ein Stadtquartier. Der Baum ist Urbild des Lebens. Der „Lebensbaum“ ist Ausdruck der tiefen schicksalsmäßigen Beziehung zwischen dem Menschen und der Erde als Lebensraum. Bäume sind nicht nur Schatten-spender und Holzlieferanten, sie sind vielmehr auch Heimstatt für Moose, Flechten, Pilze, Insekten, Vogel, Säugetiere und

Reptilien in unendlicher Vielfalt. Je älter ein Baum wird, desto mehr Platz bietet er für andere Lebewesen. Im übrigen besagt eine alte Weisheit: „Eine Stadt ist so reich, wie die Zahl ihrer Bäume groß ist“. Wenn ein Baum gefällt wird, ist zu bedenken, daß der neugepflanzte Jahrzehnte, ja Jahrhunderte braucht, bis er die Größe des alten erreicht. Eichen und Linden z. B. können ein Alter von 1.000 Jahren erreichen, in der Regel von 500 Jahren.

Naturschutz als bloß obrigkeitstaatliche und verwaltungspolizeiliche Tätigkeit ist zum Scheitern verurteilt. Hoheitsakte wie Verbote, Bewilligungen, Fintösungen oder Entschädigungen sind Ausfluß eines bürokratischen Systems, das schwer durchschaubar ist. In anderen Ländern – auch in Österreich – wird die Umrüstung der bestehenden Landnutzung diskutiert und realisiert. Es ist die Rede vom „Vertragsnaturschutz“. Mit Hilfe eines Förderungsinstrumentariums, das wohlüberlegt im Einzelfall anzuwenden ist, wird naturnahe Landnutzung vereinbart. In diesem Zusammenhang wird häufig der Begriff „ökosozial“ gebraucht, er bedeutet etwa „auf die naturräumlichen Gegebenheiten abgestimmt“ (vom griechischen oikos = Haushalt, Natur und vom lateinischen socialis = kameradschaftlich, also solidarisch mit der Natur). Die Erhaltung der Kulturlandschaft erfordert das Suchen neuer, aber auch das Wiederfinden aufgelassener Formen bäuerlichen Wirtschaftens. Kooperation (= Zusammenwirken) kann nicht dekretiert, sondern nur vertraglich abgesichert werden (verwaltungsrechtlicher Vertrag, individuelle Vereinbarung). Nach dem Motto: Prämie für Leistung und Entgelt für Verzicht. Anders wird „Bewahren“ von Natur und Landschaft auf Dauer nicht funktionieren. Unsere gesamte Gesellschaft kann sich

nicht daran vorbeidrücken, daß sie zur Sicherung einer naturnahen Kulturlandschaft und einer angepaßten Bodennutzung zu zahlen hat. Die Gesellschaft muß ein neues Verhältnis zur Landwirtschaft finden, um vor allem im Bergland den Bauern ein ausreichendes Einkommen zu sichern.

Unserer Generation wird mehr und mehr bewußt, daß Landschaft nur einmal kaputtgehen kann. Verlust an Arten, Formen und Gestalten in natürlichen oder kulturell geprägten Lebensräumen ist nicht zu ersetzen, nie und nimmer! Grundlage unserer gesamten Kultur ist aber – auch in Osttirol – die aus dem Zusammenwirken von Natur und menschlicher Gestaltung entstandene Landschaft. Menschlich gestaltet, nicht technologisch angepaßt! In ethischer Verantwortung, die Marc Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron, 165 v. Chr. so umschrieben hat: „Betrachte die ganze Natur, wovon du nur ein winziges Stück bist, und das gesamte Zeitmaß, von dem dir nur ein kurzer und kleiner Abschnitt zugemessen ist, und das Schicksal, wovon das deinige nur einen Bruchteil bildet“.

Landschaft braucht ethische Verantwortung. Natur gebietet Respekt. Umweltschutz ist nicht immer bequem und fordert jeden einzelnen. Nicht Rückschritt ist gefordert, sondern Rückbesinnung. Rückbesinnung auf unsere Wurzeln gibt Kraft zum Maßhalten und Bescheidensein.

IMPRESSUM DER OHBL:

Redaktion: Univ.-Doz. Dr. Meinrad Pizzinini. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Anschrift des Autors dieser Nummer: Dipl.-Ing. Anton Draxl, 9900 Lienz, Am Haidenhof 15.

Manuskripte für die „Osttiroler Heimatblätter“ sind einzusenden an die Redaktion des „Osttiroler Bote“ oder an Dr. Meinrad Pizzinini, 6176 Vols, Albertstraße 2a.